

lichen Darsteller exotischer und dämonischer Rollen, Lon Chaney, der sich kategorisch weigert, das verehrliche Publikum in seinem außerdienstlichen Leben herumschnüffeln zu lassen; ihn zeigt keine Photographie gedankenvoll am Schreibtisch sitzend oder nett schäkernd mit seiner Frau (ich weiß nicht einmal, ob er eine hat), der Publiaty-Manager seiner Filmfirma hat sich mit dieser Tatsache abfinden müssen und kann höchstens Pressenotizen verschicken, in denen auch der private Don Chaney (so wie seine Figuren) „mysteriös“ und „verschlossen“ genannt wird. Fast alle anderen Größen von Hollywood stehen zu jeder Stunde dem Photographen der Presseabteilung zur Verfügung, ganz besonders in ihren Ruhestunden. Er kommt und belauscht den Star im Garten, und beim Tee, und beim Golfspiel, und wenn er dem einsamen Nachdenken fröhnt, immer. Der Star blickt dabei, immer, lieb und freundlich drein, oder mannhaft, oder feminin reizvoll, je nachdem, immer so, wie ihn sein Publikum haben möchte. Bébé Daniels etwa, die Sportdame des amerikanischen Films, das weibliche Gegenstück zu Douglas Fairbanks — den sie in „Sennorita“ so vollendet parodiert hat — wird immerzu aufgenommen, wie sie vor ihrer Villa über Hindernisse springt, oder am nahen Meeresstrand einen Ball rollt oder hinter ihren Hunden herjagt. Ich denke mir, Bébé Daniels ist durchaus imstande, auch einmal ein Buch zu lesen, aber dabei wird sie nicht photographiert. Der Zweck dieser Reklamephotos „aus dem Privatleben“ ist, dem Publikum einzureden, daß der Filmstar ohne Maske und Kostüm, also daheim, doch im Grunde seine Rollen immer weiterspielt, daß er oder sie jederzeit der Typus ist, als der er oder sie so sehr verehrt wird. Daß Charlie Chaplin, freilich, zu Hause hübsche kleine Füße hat mit sehr eleganten Schuhen daran, das wird nicht

verheimlicht, weil das Publikum es nun einmal schon weiß: er ist gar kein Bettler, sondern ein Millionär. Aber den wirklichen Charlie Chaplin zeigt kaum eine der Photographien, die wir zu sehen bekommen. Wenn er sich als Privatmann photographieren läßt, spielt er ja doch schon wieder eine Rolle.

Der Filmstar in Hollywood denkt fortwährend an den Photographenapparat. Ehe er ein neues Auto kauft, wird er vielleicht bedenken, wie es fährt, aber gewiß, wie es „photographiert“. Beim Schneider wird er für seine privatesten Zivilanzüge ganz instinktiv Stoffe wählen, deren Farben auf einer Platte gut zur Geltung kommen. Der weibliche Filmstar färbt seine Haare natürlich so, daß sie „gut photographieren“, aber auch der Schoßhund darf nicht ein Fell haben, dessen Farbe sich zum Photographiertwerden nicht eignet.

Ich erinnere mich, wie ich einmal mit einem ungemein berühmten Hollywooder Schauspieler spazieren gegangen bin. Ich setze jetzt seinen Namen nicht bei, es wäre unfair, denn was ich von ihm zu sagen habe, gilt von jedem seiner Kollegen ebenso. Also, während wir eines Tages in seinem Garten sitzen, entdeckt der Meister, daß die Sonne jetzt so schön scheint, die bewährte Hollywooder Photographiersonne, die immer so schön scheint; ob ich denn nicht ein bißchen mit spaziergehen möchte, einmal um den Block herum. Ich, versteht sich, murmle was von „ehrentvoll und bringt Gewinn“, und wir gehen vor das Haus und langsam um den Block herum, das heißt, um das von Häusern und Gärten bedeckte Quadrat, das zwischen den blitzblank asphaltierten Straßen liegt; jede dieser Straßen hat rechts und links je eine Reihe von hohen Palmen, die alle gleich aussehen, und zwar wie Kannibalenhäuptlinge: weil die vergilbten Blätter vom vorigen Jahr unter der Federkrone der Palme herabhängen wie ein aus